

Jens Soentgen:

Experimentelle Hermeneutik.

In: *Das Hochschulwesen. Forum für Hochschulforschung, -praxis und -politik.*
42. Jg., Heft 1 (Februar/März 1994). S. 36-45.

Fazit

Nach wie vor besteht also die Gefahr, daß der Prozeß der Hochschulerneuerung zu einem Verlust an Internationalität der Hochschulen in den neuen Bundesländern führt, insbesondere zum Verlust der osteuropäischen Dimension in ihren internationalen Beziehungen. Die ostdeutschen Hochschulen stehen deshalb vor der Herausforderung, die Internationalität von Lehre und Forschung zu sichern, um ihre Attraktivität zu erhalten und zu erhöhen.

Literatur

Bärbel Last, Hans-Dieter Schaefer unter Mitarbeit von *Renate Gralki*: Die Wissenschaftsbeziehungen der Hochschulen der ehemaligen DDR mit Osteuropa/Kompodium. Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karlshorst. Berlin, Verlag Constructiv, 1992

Bärbel Last, Hans-Dieter Schaefer: Die internationale Dimension der Hochschullandschaft: Ausländer- und Auslandsstudium unter besonderer Berücksichtigung der Wissenschaftsbeziehungen zu Osteuropa. Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karlshorst, Projektberichte 4/1991

Dr. Bärbel Last, Prof. Dr. Hans-Dieter Schaefer,
Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karlshorst

ANREGUNGEN FÜR DIE PRAXIS

Experimentelle Hermeneutik oder: Die Kunst und das Vergnügen Theorien zu lesen¹

Jens Soentgen

»Jedes Thema als Handschuh betrachten. Umstülpen.«
(*Elias Canetti*)

1. Einleitung

Soziologiestudenten – und nicht nur sie – haben große Schwierigkeiten, mit theoretischen Texten sachgemäß umzugehen. Das liegt zum einen daran, daß die soziologische Theorie mit den Arbeiten von *Habermas* und *Luhmann* ein zuvor unbekanntes Schwierigkeitsniveau erreicht hat. Zum anderen fehlt es aber auch an einer fachgerechten Anleitung. Mit den in der Schule erlernten Arbeitstechniken (Abschnitte bilden, Fremdwörter nachschlagen, zusammenfassen usw.) ist angesichts eines *Luhmann*-Aufsatzes wenig auszurichten. Um diesem Mangel abzuhelpen, habe ich eine Reihe von Techniken zusammengestellt, die sich eignen, Denkblockaden, wie sie sich vor schwierigen begrifflichen Texten einzustellen pflegen, abzubauen. Ich fasse sie unter dem Sammeltitle »experimentelle Hermeneutik«, um ein spielerisches Moment anzudeuten, das ihnen allen gemeinsam ist. Ich bin der Überzeugung, daß derjenige, der diese Techniken beherrscht, sehr viel mehr Vergnügen am Studium theoretischer Texte haben wird und ein besseres Verständnis ihrer Eigenart erwirbt.

2. Experimentelle Hermeneutik: Ideen für einen phantasievolleren Umgang mit theoretischen Texten

2.1 Definitionen²

In soziologischen Texten findet man – wenn überhaupt – zumeist Realdefinitionen. Es lohnt sich immer wieder, diese Textelemente einer ganz einfachen und anspruchswissenlosen Prüfung zu unterziehen: Gibt es etwas, das vom Gefühl her eigentlich unter den Begriff fallen sollte, aber bei Anwendung der Definition aussortiert wird – dann ist die Definition zu eng. Oder gibt es andererseits etwas, das eigentlich nicht unter den Begriff fallen sollte, aber dennoch von der Definition einsortiert wird – dann ist die Definition zu weit.

Ich bringe ein Beispiel: *Luhmann* definiert die Liebe als »Fähigkeit, die Welt und sich selbst mit den Augen des

1 Der Untertitel soll die Verwandtschaft meines Aufsatzes mit *Hans Magnus Enzensbergers* Poesieexperimenten in seinem Buch »Das Wasserzeichen der Poesie oder: Die Kunst und das Vergnügen, Gedichte zu lesen« hervorheben. In diesem Buch führt *Enzensberger* ein ähnliches Verfahren, wie es hier für Theorien skizziert wird, am Beispiel der Textsorte Gedichte durch. Vgl. auch die Anschlussarbeit von *Judith Macheiner*: »Das grammatische Variété oder: Die Kunst und das Vergnügen, deutsche Sätze zu bilden«.

2 Hier geht es nicht um eine allgemeine Definitionslehre – solche sind bereits in guter Qualität vorhanden (z.B. *Lay* 1971: 260–272; mit Übungen *Lay* 1991: 87–90; *Essler* 1982, *Hempel* 1974). Ich gebe lediglich einige Anregungen für lehrreiche Experimente, die man an vorgelegten Definitionen vornehmen kann.

anderen zu sehen und entsprechend zu handeln« (Luhmann 1987: 59; 1982a: 21–40). Das »entsprechend handeln« möchte er so verstanden wissen, daß das Handeln des Liebenden das Erlebnis der Geliebten³ bestätigt (Luhmann 1975: 178). Es ist ziemlich leicht, zu sehen, daß diese Definition zu weit ist. Denn nach ihr müßte man jeden Streber in der Schule, der dem Lehrer freiwillig die Tafel wischt, für dessen Liebhaber halten, da er sich an dessen Erleben orientiert und entsprechend handelt. Ebenso wären sämtliche Werbestrategen in ihre Zielgruppen verliebt, und alle Manager in ihre Mitarbeiter, sobald sie diese motivieren. Die Definition umfaßt also neben den Liebeshandlungen auch noch sämtliche strategischen Handlungen (im Sinne von Habermas 1981 Bd. 1: 131).

Die Frage, ob die Definition gleichzeitig zu eng ist, erübrigt sich mit solchen Feststellungen keineswegs. Man kann sich etwa fragen: muß Liebe immer den Weltentwurf des anderen bestätigen, oder erwartet man nicht vielmehr von einem Liebenden, daß er sanft aber bestimmt die neurotischen Züge im Erleben des geliebten Wesens korrigiert, indem er dessen Erleben gerade nicht bestätigt, sondern kritisiert?

Diese Aufdeckung von Schwachstellen sollte stets zum Versuch einer eigenen Definition führen. Man kann sich dabei an Luhmanns Vorgabe orientieren und etwa sagen: Liebe äußert sich sozial in Handlungen, die sich am Erleben des anderen orientieren, um dieses Erleben reichhaltiger und realitätsdichter zu machen.

Vielleicht ist es in diesem Fall aber sinnvoller, die Vorgabe Luhmanns ganz zu verlassen und in der Definition direkt das Gefühl, das Liebe erststellig ist, einzufangen. Es ist ja keineswegs notwendig, da ziemlich umständlich, Liebe über den Handlungsbegriff auszulegen. Man könnte etwa sagen: Liebe ist eine Atmosphäre der Fülle, die in der Geliebten ihren Verdichtungsbereich und in kleinen Details (wie schraubt sie ihre Zahnpastatube auf⁴ usw.) ihren Verankerungspunkt hat. Lieben ist dann affektives Betroffensein von dieser Atmosphäre.⁵

Neben zu weiten und zu engen Definitionen begegnen einem häufig zirkuläre Definitionen, die weniger logisch falsch als vielmehr nutzlos sind, da sie zur Erklärung eines unklaren Wortes dieses Wort selbst wieder verwenden. Zum Beispiel: Liebe ist das, was Liebende empfinden. Diese Definition ist offen zirkulär – denn wodurch sind Liebende definiert: dadurch, daß sie Liebe empfinden. Offen zirkuläre Definitionen werden gelegentlich verwendet, um »geistreich« die undefinierbarkeit eines Begriffs darzustellen (z.B.: »Physik ist das, was die Physiker abends tun«⁶). Hier handelt es sich lediglich um Stilfiguren.

2.2 Parolen, Schlagwörter und Paradoxien

Manche Sätze stechen in soziologischen Texten hervor, sei es dadurch, daß sie besonders bildhaft und plastisch sind, oder dadurch, daß der Autor sie oft wiederholt, oder dadurch, daß sie widersinnig und unverständlich scheinen. Solche Sätze sind hervorragendes Material für

hermeneutische Experimente; es lohnt, sich ausgiebig mit ihnen zu beschäftigen. Oft hebt ein Autor in solchen Sätzen den Dreh- und Angelpunkt seiner Gedanken, den »Knackpunkt« hervor. Ich zeige dies am Beispiel der *Luhmannschen Formel*: »Offenheit durch Geschlossenheit« (Luhmann 1990: 657). Dieser Stümmelsatz bezieht sich auf Systeme und würde vollständig etwa lauten: »Selbstreferentielle Systeme sind offen, weil sie geschlossen sind.« (Vgl. etwa Luhmann 1984, siehe Register s.v. System, offenes/geschlossenes).

Ein flüchtiger Leser wird über ein solches Schlagwort ängstlich hinweggehen, vielleicht von der Vorstellung getrieben, daß er bei Luhmann sowieso noch nie etwas verstanden hat. Ein hochmütiger Leser wird sich vielleicht ereifern, daß Luhmann nicht einmal mehr die Logik heilig ist. Wir dagegen wollen uns diesem schillernden Fragment mutig und nüchtern nähern und nachsehen, was sich damit anfangen läßt. Dazu bedienen wir uns einer einfachen Experimentiertechnik. Wir variieren den Satz, indem wir das Wort »durch« austauschen gegen andere. Untersuchen wir, wie sich der Sinn der Paradoxie dann ändert.

1) »*Mal Geschlossenheit, mal Offenheit*«.

Dieser Satz hört sich zwar etwas blödsinnig an, macht aber einen guten und genauen Sinn. Vervollständigt würde er etwa lauten: »Bei sozialen Systemen wechseln Phasen intensiven Umweltkontaktes ab mit Phasen, in denen das System sich mit sich selbst beschäftigt.« Und als Ergänzungstheze könnte man formulieren: »Die Phasen des Selbstbezugs ermöglichen intensiveren Umweltkontakt in den Phasen der Umweltoffenheit – so daß gilt: Offenheit durch Geschlossenheit.« Dies war etwa die These der Starnberger Wissenschaftsforscher bei ihren Studien zur Wissenschaftsentwicklung (Böhme u.a. 1978).

2) »*Einerseits Geschlossenheit, andererseits Offenheit*«.

Auch dieser Satz ist sicher keine Blüte der Stilkunst, dennoch ist auch er eindeutig verständlich: »Auf einer Ebene ihrer Struktur (etwa auf der Ebene der Programme, vgl. Luhmann 1988: 83 f.) sind selbstreferentielle Systeme geschlossen, auf einer anderen (Code-Ebene, vgl. ebenda) hingegen sind sie offen.«

3) »*Ohne Geschlossenheit keine Offenheit*«.

Diese Formel scheint sagen zu wollen: »Damit man sinnvoll von Öffnung sprechen kann, muß zuvor einmal eine Schließung stattgefunden haben, man denke etwa an die DDR. Offenheit ist aber permanente Öffnung, also gibt es keine Offenheit an sich, also ist Offenheit nur möglich aufgrund von Geschlossenheit.«

3 Oder umgekehrt, ebensowenig kommt es darauf an, ob die Geschlechter der Liebenden verschieden oder identisch sind.

4 Das bekannte Beispiel aus Heinrich Bölls Roman »Ansichten eines Clowns«.

5 Diese Definition setzt voraus, daß man zuvor die Begriffe »Atmosphäre«, »Fülle« und »affektives Betroffensein« geklärt hat; siehe dazu Hermann Schmitz 1990: 292–320. Zu seiner etwas abweichenden Definition der Liebe vgl. Schmitz 1990: 302.

6 Eine analoge Liebesdefinition würde übrigens lauten: »Liebe ist das, was die Liebenden abends tun« – diese Definition ist nicht zirkulär, sondern reduktionistisch, sie reduziert Liebe auf einen körperlichen Vollzug.

Ich überlasse es dem Leser, sich weitere Variationen auszudenken und auszulegen (z.B.: Geschlossenheit? Offenheit!; Geschlossenheit durch Offenheit usw.).⁷ Die Sinnintention der ursprünglichen Formel dürfte am ehesten die dritte Alternative treffen. Es geht aber bei der grammatisch-lexikalischen Variation nicht einfach darum, eine Formel aufzufinden, die dem, was der Autor sagen wollte, besser entspricht als die von ihm gewählte. Ziel des Verfahrens ist vielmehr hier wie stets in der experimentellen Hermeneutik, über den Umweg einer Beschäftigung mit dem, was der Autor nicht geschrieben hat, besser das zu verstehen, was er tatsächlich formuliert hat. Der These wächst durch die systematische Alternativenproduktion ein Hintergrund zu, vor dem sie sich besser abheben kann, der es überhaupt erst ermöglicht, sie zu orten. Die Variationsmethode liefert zum Text den Kontext, ohne den es kein Verstehen gibt.

Das Verfahren soll zum besseren Verständnis noch einmal an einem berühmten Beispiel aus der Philosophie, nämlich dem kategorischen Imperativ vorgeführt werden. *Kants* Formulierung lautet bekanntlich: »Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte.« Wir formulieren als Alternative: »Handle so, daß die Maxime deines Handelns jederzeit zugleich der allgemeinen Gesetzgebung entspricht.« Die grammatische Transformation in den Indikativ kehrt den Sinn der *Kantschen* Formulierung vollständig um. Wieder einmal bestätigt sich die alte Einsicht, daß in der Philosophie die Nuance alles ist. Der alternative Imperativ ist eine Empfehlung zu kategorischem Konformismus. Indem uns auf diese Weise klar wird, was *Kant* nicht gesagt hat, wird uns wieder, genau wie oben, der Sinn dessen, was er tatsächlich gesagt hat, deutlicher. Die revolutionäre, nonkonformistische Potenz seines Imperativs tritt in ein helles Licht.

2.3 Metaphern und Bilder

Häufig finden sich in soziologischen Texten Bilder, Metaphern und bildhafte Vergleiche. Für den experimentellen Hermeneutiker gibt es kaum ein lohnenderes Objekt seines Interesses. Nirgendwo bietet sich der Autor unserem sadistischen Blick so nackt dar wie in seinen Entgleisungen in die Anschauung. *Lothar Hack* hat vorbildlich demonstriert, wie man so etwas nutzen kann. In einer Polemik gegen *Knorr-Cetinas* Buch »Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft« schreibt er: »Die ... Einsicht, daß Fakten nicht der Fels sind, auf den unser Wissen aufbaut« ... gefällt *Knorr-Cetina* so gut, daß sie ihrem ersten Kapitel als Motto den Satz der Kriminalroman-Autorin *Dorothy Sayers* voranstellt: »Mein Herr, Fakten sind wie Kühe. Wenn man sie nur scharf genug ansieht, laufen sie im allgemeinen weg.« So eindrucksvoll das Bild vom (Sozial-)Wissenschaftler als Kuhhirten auf den ersten Blick auch sein mag, jeder richtige Cowboy weiß, daß eine Kuh, die ihren Standort gewechselt hat, in der Regel immer noch eine Kuh ist (es sei denn, sie wird analytisch zerlegt: im Schlachthaus). Und jeder Viehzüchter weiß,

daß eine Kuh, selbst auf der modernsten Farm, nicht durch bloßes Weggucken erzeugt werden kann.« (*Hack* 1988: 196). *Hack* zeigt hier elegant, daß der Vergleich hinkt, und läßt ihn dann zu unserem Vergnügen gewissermaßen noch ein wenig hin und her hinken. Dieses gemeine Verfahren ist immer anwendbar, da jeder Vergleich, »wenn man ihn nur scharf genug ansieht«, zu hinken beginnt, und die Flucht ergreift.

Ein anderes Metaphernexperiment besteht im Versuch zu zeigen, daß eine Metapher, die ein Autor verwendet, zu seinen Ideen sehr viel besser paßt, als diesem Autor selbst vielleicht bewußt ist. Zum Beispiel wäre es sicher ergiebig, die Therapie-Metaphorik bei *Habermas* auszuspinnen, man würde dann u.a. feststellen können, daß *Habermas* eine gesunde Gesellschaft ebenso definiert wie *Freud* die »seelische Gesundheit«: Nämlich über die symmetrische Fähigkeit, zu lieben und zu arbeiten (= Gleichgewicht zwischen System und Lebenswelt).

Oft sind die Metaphern und Bilder eines Textes eigentümlich verstümmelt und verkürzt, dann ist es eine ziemlich schwierige analytische (s.o. 2.1) Aufgabe, sie zu rekonstruieren. Manchmal sind nicht einmal Spuren bildhafter Vorstellungen auszumachen – in diesem Fall lohnt der Versuch, selbst geeignete zu konstruieren. Nicht selten kann man mit einer ganz primitiven Anschauung den Kern der oft hochtrabenden und abstrakten Gedanken des Autors treffen. Dies ist in souveräner Weise *Hermann Schmitz* für die *Kantsche* Erkenntnistheorie gelungen.

Ausgehend von dem *Kant-Zitat* »Ich frug mich nämlich selbst: auf welchem Grunde beruht die Beziehung desjenigen, was man in uns Vorstellung nennt, auf den Gegenstand?« (*Kant* in einem Brief an *Marcus Herz* am 21. II. 1772) schreibt er: »Erkenntnis und Wissen wären demnach eine Beziehung zwischen einem Bestandteil der privaten Innenwelt des jeweiligen Subjekts ... und dem Objekt; das Subjekt wäre wie ein Tier, das in einer Höhle wohnt und herauschlüpfen oder -kriechen müßte, um auf Beutefang zu gehen, wenn es Erkenntnis von einem Gegenstand seiner Außenwelt erlangen wollte. Da es nach *Kant* dazu nicht fähig ist – wenigstens nicht unter den Bedingungen des Menschseins –, muß es sich in seiner Höhle, gleich den Insassen des platonischen Höhlengleichnisses, ein Surrogat der Außenwelt gefallen lassen, eine gleichsam aus dem Fleisch der Innenwelt geschnittene Quasi-Außenwelt.« (*Schmitz* 1990: 211 f.). Anschauungen haben eine geradezu unheimliche Kraft, Gedanken zu ordnen und auf bestimmte Bahnen zu lenken. In dieser Hinsicht stehen sie kaum zurück hinter mathematischen Strukturen, die in der Physik als deren Ersatz dienen. Für Soziologiestudenten ist es wichtig, für die Bilder hinter den Begriffen sensibel zu werden. Sie können dann ans Licht gehoben, uminterpretiert, ergänzt oder ausgetauscht werden. Oft ist ein verstecktes Bild der eigentliche Lebensnerv eines »begrifflichen« Textes,

⁷ Obwohl Rhetorik an dieser Stelle nicht mein Thema ist, möchte ich ergänzend darauf hinweisen, daß sich Schlagwörter der eben vorgeführten Art auch ideal für Polemiken, Karikaturen und Parodien eignen, wenn man phantasievoll mit ihnen umgeht.

entfernt man es, bleiben nur noch leere, zusammenhanglose Worthülsen übrig. Hilfreich wäre es, wenn ein Kompendium der beliebtesten soziologischen Denkbilder vorhanden wäre, dem die angehenden Soziologen Suchvorlagen entnehmen könnten. Ersatzweise verweise ich auf die Bücher von *Hans Blumenberg* über Metaphern und Metapherngeschichten; dieser Autor entnimmt zwar sein Material vorwiegend der Philosophiegeschichte, die Vorgehensweise ist aber leicht auf soziologische Texte übertragbar (*Blumenberg* 1960; *Blumenberg* 1989; s.a. *Bachelard* 1948: 114 ff.; *Bachelard* 1987: Kap. IV; *Soentgen* 1992).

2.4 Thesen

Viele soziologische Thesen wirken nur deshalb so plausibel, weil dem Leser mögliche Alternativen unbekannt sind. Indessen gibt es ein Verfahren, das in erstaunlich vielen Fällen solche Alternativen besorgen kann. Es besteht einfach darin, die fraglichen Thesen umzukehren und das Gegenteil zu behaupten. Wir wählen als Beispiel die These: »Das Ziel von Kommunikation ist Konsens.«⁸ Das hört sich plausibel an. Wenn ich mich mit jemandem unterhalte, suche ich mit ihm einig zu werden. Und schon sind wir überzeugt, obwohl wir uns vorgenommen hatten, kritisch zu lesen. Aber mit dem kritischen Lesen kommt man eben nicht weit, wenn man nicht gelernt hat, wie man es anzustellen hat. Fertige Formulierungen haben eine Wirkung wie ein frischgemachtes Bett. Sie laden ein zum dogmatischen Schlummer. Um uns davon abzuhalten, formulieren wir nun nach dem angegebenen Rezept eine Alternative: »Das Ziel von Kommunikation ist Dissens.« Das klingt erst einmal etwas seltsam. Andererseits: Totaler Konsens würde ja die Kommunikation total stilllegen; daher kann die erste These eigentlich auch nicht stimmen. Kommunikation möchte ja weitergehen, dies scheint ihr eigentliches Ziel zu sein. Damit dies funktioniert, muß immer auch Dissens gegeben sein. Unsere These, die zunächst bloß ein Blindversuch war, erweist sich also als erstaunlich leicht zu verteidigen. Welchen Schluß ziehen wir daraus? Zum einen könnten wir schematisch in Richtung Kompromiß weiterargumentieren und etwa sagen: Ziel von Kommunikation ist beides: Erzeugung von Konsens und von Dissens.⁹ Andererseits kann uns aber auch die allzu leichte Umkehrbarkeit der These den Verdacht eingeben, daß die Frage nach nur einem Ziel von Kommunikation unsinnig und zu simpel ist. Vielleicht ist es ja mit der Kommunikation wie mit der Hand: Auch diese kann zwar Flaschenverschlüsse sowohl aufschrauben als auch wieder zuschrauben, hat darüber hinaus aber noch mancherlei andere Fertigkeiten, unter denen keine überzeugend als »inneres Telos der Hand« privilegiert werden kann.

2.5 Fundierungsbehauptungen

Die Entdeckung von Fundierungsverhältnissen¹⁰ in der Realität bringt stets erheblichen Orientierungsgewinn

mit sich. Man kann seine Beobachtungsanstrengungen dann auf wenige strategische Sachverhalte (z.B. das, was die Welt im Innersten zusammenhält o.ä.) einschränken, von denen die anderen in mehr oder weniger intensiver Weise abhängen. Daher ist in allen erfahrungswissenschaftlichen Disziplinen die Suche nach Fundierungsverhältnissen von größter Bedeutung. In der Gesellschaftstheorie liegt der Sonderfall vor, daß sich die Behauptung eines Fundierungsverhältnisses in der Regel nicht empirisch beweisen läßt, da mit der Gesellschaft nicht in reproduzierbarer Weise experimentiert werden kann. Diese Sachlage macht alle Reden von Fundierungsverhältnissen in soziologischen Fachtexten extrem labil und angreifbar. Wenn sie nicht gerade durch logische Erwägungen abgesichert sind, spiegelt sich in ihnen oft lediglich der private Geschmack oder das Vorurteil des Autors, nicht aber die Realität. An ihnen läßt sich immer auch der spezifische Reduktionismus eines Autors ablesen. Dennoch sind Fundierungsthesen, gerade wenn sie metaphorisch vorgetragen werden (Kern/Hülle oder andere hart/weich Metaphern; Basis/Überbau) oft in eigenartiger Weise suggestiv. Dies ist wie immer besonders dann der Fall, wenn kein Bewußtsein möglicher Alternativen vorhanden ist. Um die normative Kraft der faktischen Theorie zu brechen, empfiehlt sich daher folgende Übung: Man kehre die im Text behauptete Fundierung probeweise um, und sehe nach, ob das Ergebnis nicht genauso überzeugend wirkt wie die Konstruktion des Autors. Wenn dies der Fall ist, kann man prüfen, ob nicht beide Alternativen vereinbar sind, indem man von wechselseitiger Fundierung spricht. Oder aber man schließt aus dem Ergebnis, daß man sich offenbar in einem Theoriebereich befindet, der so wirklichkeitsfern ist, daß alles möglich ist, auch das Gegenteil. Ein fiktives Beispiel wird das Gemeinte am raschesten illustrieren. Nehmen wir an, wir begegnen einem Soziologen namens *Laberfas*, dessen Theorie so aussieht: zuerst wird unterschieden zwischen Basis (= Kommunikationsmittel) und Überbau (= Kommunikationsverhältnisse). *Laberfas'* These sei nun: Veränderungen der Kommunikationsmittel fundieren Veränderungen der Kommunikationsverhältnisse. Diese These plausibilisiert *Laberfas* durch unsystematische Verweise auf historische Tatsachen (Einführung von Schrift, Buchdruck u.ä.). Die Quintessenz dieser empirischen Belege faßt *Laberfas* in den eingängigen Sätzen: »Der Buchdruck ermöglicht Massenkommunikation, diese Informationsgleichheit. Die Informationshierarchien lösen sich

8 Dies ist (in verkürzter Form) bekanntlich die These von *J. Habermas*. Vgl. für einschlägige Zitate *Willke* 1989: 106 f.

9 Diese Fortsetzung wählt *Luhmann* 1982: 377, und im Anschluß an ihn auch *Willke* 1989: 107 f.

10 Einen Sachverhalt S1 nenne ich in einem anderen Sachverhalt S2 fundiert, wenn eine Variation von S2 stets eine Variation von S1 nach sich zieht, nicht aber umgekehrt. S2 heißt kausal oder streng in S1 fundiert, wenn die Variation von S1 eindeutig zu einer bestimmten Variation von S2 führt. Wenn hingegen nicht genau angebar ist, zu welcher Änderung von S2 (unter mehreren möglichen) eine Änderung von S1 führt, dann heißt S2 locker in S1 fundiert.

auf. Damit ist auch den sozialen Hierarchien die Basis entzogen. Informationsgleichheit führt also soziale Gleichheit herauf.«

Auf die *Laberfassche* Vorlage reagieren wir folgendermaßen:

1. Wir entkräften die empirischen »Belege« mit dem alten jüdischen Sprichwort »zum Beispiel ist kein Beweis«.
2. Wir kehren das Fundierungsverhältnis um und behaupten: »Veränderungen der Kommunikationsverhältnisse fundieren Veränderungen der Kommunikationsmittel.«
3. Wir erfinden einen eingängigen Slogan für diese These, z.B.: »Jede Gesellschaft kann nur die Kommunikationsmittel zulassen, die mit ihrer Struktur vereinbar sind.«
4. Nach längerem Disput mit *Laberfas* bieten wir als Kompromiß die These wechselseitiger Fundierung an. Als Übung an konkreter soziologischer Literatur empfehle ich, nach diesem Verfahren die von *Luhmann* behauptete Fundierung der »symbiotischen Mechanismen« Sexualität, Gewalt, Wahrnehmung usw. in den »Kommunikationsmedien« Liebe, Macht und Wahrheit und dieser Medien in der Gesellschaftsstruktur umzukehren. (Vgl. *Luhmann* 1981: 228–244. Zu beachten ist, daß *Luhmann* die Fundierungsthese nicht explizit sondern metaphorisch formuliert. Er verwendet ein Derivat der erwähnten hart/weich-Metaphorik und bezeichnet die symbiotischen Mechanismen als »hochgradig plastisch«.)

2.6 Dividuelle und individuelle Gliederungen

Die Unterscheidung zwischen dividuellen und individuellen Gliederungen stammt von dem Maler *Paul Klee*. *Klee* bezeichnete graphische Gliederungen, die ohne Charakterwandel fortsetzbar und teilbar sind, als dividuell. Solche hingegen, die geschlossen, weder fortsetzbar noch teilbar sind, als individuell (*Klee* 1990: 217–292). Ich behaupte, daß sich diese Unterscheidung auch auf Begriffssysteme anwenden läßt. Dividuell sind in einer Theorie jene Begriffskomplexe, die sich in Form einer verlängerbaren Liste darstellen lassen (in *Luhmanns* Medientheorie etwa die empirisch vorkommenden Medien: Liebe, Macht, Geld usw.; bei *Habermas* etwa die empirisch vorkommenden Konflikte zwischen System und Lebenswelt). Individuell sind hingegen jene Begriffskomplexe, die mit symmetrischen Figuren (z.B. Vielecke, s.u.) veranschaulicht, oder mit entsprechenden Metaphern beschrieben werden. Selten ist die Anzahl der Elemente einer individuellen Gliederung größer als 5; am beliebtesten sind 3 Elemente (z.B. *Luhmanns* drei Sinndimensionen sachlich, sozial, zeitlich, oder *Habermas'* drei Welten). Erweiterungen der individuellen Gliederungen einer Theorie sind stets hochproblematisch. Im Gegensatz dazu können die dividuellen Gliederungen problemlos erweitert werden, ja, sie gewinnen durch jede Erweiterung. Die dividuellen Gliederungen der Theorie sind zum einen für potentielle Mitarbeiter vorgesehen, die sich mit ihrer Verlängerung beschäftigen können, ohne dabei allzuviel Unheil anzurichten. Zum anderen dienen sie dem geordneten

Abfangen der unberechenbaren empirischen Realität. Die individuellen Gliederungen hingegen haben eine intern ordnende Funktion. Alle dividuellen Ornamente und Muster sind an ihnen geeicht und auf sie bezogen. Es ist für den Soziologiestudenten von höchster Wichtigkeit, daß er diese beiden Komplexe in einem Text auseinanderhalten kann. Der Appelcharacter beider Begriffsgestalten ist völlig verschieden. Im Gegensatz zu individuellen laden dividuelle Gliederungen zur Fortsetzung ein, rufen zur Fortsetzung geradezu auf: Die Zahl der existierenden Medien ist bei *Luhmann* nicht beschränkt, es ergeht die Aufforderung an alle, nach bislang unbekannten empirisch vorkommenden Medien zu fahnden und sie zu beschreiben. Ebenso ist die Zahl und Art der möglichen Konflikte zwischen Systemen und Lebenswelten nicht beschränkt. Mit den dividuellen Gliederungen lädt der Theoretiker seine Leser ein, an seiner Theorie mitzuarbeiten. Sie sind wie Ornamente, die man beliebig fortsetzen kann. Viele Doktoranden und Diplomanden sind mit dieser Tätigkeit beschäftigt. In stiller Bescheidenheit ziehen sie innerhalb der riesigen Kuppel der Systemtheorie in irgendeiner Ecke die hundredste Schleife an irgendeinem belanglosen Linienornament.

Auch für den Durchschnittsstudenten ist die Aufgabe lohnend, sich einmal an einer solchen Arbeit zu versuchen. So ist es etwa eine sinnvolle und einfache Übung, Moral als Kommunikationsmedium zu behandeln.¹¹ Hierzu ist keinesfalls nötig, erst einmal alle Bücher, die seit Erfindung der Schrift zu diesem Thema geschrieben wurden, zur Kenntnis zu nehmen. Auf eine solche Materialschlacht verzichten wir und überlassen sie enzyklopädisch interessierten Gelehrten. Unser Ziel ist nicht die Geschichte der Moralvorstellungen, wir wollen lediglich eine Theorie besser verstehen. Und hierfür reicht unser moralisches Alltagswissen. Mit diesem simplen Hintergrund muß man sich nun überlegen, was im Falle der Moral als Code, symbiotischer Mechanismus (oder Mechanismen) usw. in Frage kommen könnte. Es geht letztlich darum, die Abb. 1 (s.u.) um eine weitere Spalte zu ergänzen: ein vorgegebenes Muster wird wiederholt. Bei der Arbeit an den dividuellen Gliederungen der Theorie machen wir uns an einer Stelle nützlich, die der Theoretiker dafür vorgesehen hat. Wenn wir unsere Sache sauber und ordentlich verrichten, können wir mit seiner Dankbarkeit und vielleicht sogar mit einem Zitat rechnen.

Wenn wir uns dagegen an den individuellen Gliederungen der Theorie zu schaffen machen, gewinnt unsere Tätigkeit zwangsläufig eine andere Nuance. Individuelle Begriffskomplexe sind in sich abgeschlossen und wehren sich gegen weitere Bearbeitung. Sie können nicht bereichert werden, ohne daß das Ganze in Frage gestellt wird. Wenn sie uns unzureichend erscheinen, können wir sie nur kritisieren, aber nicht mehr an Ort und Stelle

¹¹ *Luhmann* scheint eine Behandlung der Moral als Kommunikationsmedium durch Verweis auf seine »polemogene« Natur ausschließen zu wollen, vgl. *Luhmann* 1984: 215. Dann könnten aber auch etwa Wahrheit und Glauben nicht als Kommunikationsmedien behandelt werden, denn auch sie haben bekanntlich ihre polemogenen Seiten.

verbessern, da diese Gliederungen stets prominente Stellen im Gebäude besetzen. Die gesamte Architektur ist genau auf sie abgestimmt – man kann sie nicht isoliert verändern. Sollte uns also die eine oder andere individuelle Gliederung der Theorie unvollkommen erscheinen, so können wir den Fehler strenggenommen nur beheben, indem wir entweder das gesamte Gebäude umgestalten, oder aber indem wir ein neues Gebäude errichten.

Ich illustriere das Gemeinte an den drei Sinndimensionen, die *Luhmann* unterscheidet: sachlich, sozial, zeitlich (*Luhmann* 1984: 111–122). Die Zahl drei weist fast immer auf eine individuelle Gliederung hin, sie suggeriert Ganzheit, Unteilbarkeit, Vollständigkeit. Wir erlauben uns die Frage, ob diese Dreierheit wirklich vollständig ist, oder ob nicht vielleicht *Luhmann* die eine oder andere Sinndimension übersehen hat. Dies scheint mir für den Raum der Fall zu sein. Warum wird der Raum vernachlässigt, während andererseits die Zeit als eigenständige Sinndimension privilegiert wird? Es dürfte schwerfallen, zu bestreiten, daß der Raum auch für Kommunikationssysteme eine fundamentale Bedeutung hat. Kein Seminar könnte stattfinden ohne Angabe eines Ortes. Darüber hinaus konstituieren Kommunikationssysteme eine eigene Räumlichkeit ebenso wie eine eigene Zeitlichkeit. Nur die letztere hat *Luhmann* wiederholt untersucht, während er sich dem Raum nie gewidmet hat. Die Vernachlässigung des Raumes in der zentralen individuellen Gliederung der Theorie hat schwerwiegende Konsequenzen für das Gesamtwerk. Sie ist beim heutigen Entwicklungsstand der Theorie unkorrigierbar, kann nur aufgezeigt und je nach Temperament getadelt oder bedauert werden.

2.7 Anwendung der Theorie auf einfache Gegenstände

Hat man in einem Text einmal die Grundoperation der Sonderung von Fakten und Theorie vollzogen, stellt man bei modernen theoretischen Texten, insbesondere solchen aus der *Luhmann*-Schule, häufig fest, daß die Menge der Faktensätze leer oder fast leer ist. Dieses sollte nicht verärgern, sondern dazu anstacheln, sich selbst auf die Suche nach einem empirischen Modell der Theorie zu machen. Es geht also um einen Belastungstest, der sich nicht auf einzelne Bausteine, sondern auf den Text als Ganzes bezieht. Bei *Luhmann*-Texten hat man es in dieser Hinsicht leicht, da die Theorie als ihr eigenes Modell eingesetzt werden kann: Es existiert immer mindestens ein Gegenstand, auf den sich die Systemtheorie bezieht – das ist sie selbst.¹² Die Systemtheorie ist selbst ein System, besteht aus Kommunikationen, durchläuft eine gewisse Evolution usw. Der Reiz dieses etwas fadenscheinigen Belastungstests ist allerdings schnell verblaßt.

Ergiebiger und auch lehrreicher ist es, sich einen gängigen, alltäglichen Bereich der sozialen Realität herauszusuchen und diesen mit Hilfe der Theorie zu deuten. Je nach Zugänglichkeit und Umfang des gewählten Phäno-

menbezirks ist diese Aufgabe mehr oder weniger schwierig. Wenn der Phänomenbezirk erst erschlossen, erforscht und abgegrenzt werden muß, ehe er als Modell der Theorie erwiesen werden kann, wird die Durchführung der Operation leicht mehrere Jahre in Anspruch nehmen, ihr Ergebnis kann als Dissertation eingereicht werden. Es ist jedoch ein Irrtum anzunehmen, daß die Operation »Suche ein Modell für die Theorie T!« nur in der Größenordnung einer Dissertation oder gar Habilitation sinnvoll erfüllbar ist.

Wenn die Theorie in ihren Grundzügen bekannt ist, kann diese Aufgabe, sofern man nur einen geeigneten Phänomenbereich wählt, schon in wenigen Stunden von einem normalen Studenten gelöst werden. Der Phänomenbereich muß dazu gut abgegrenzt und empirisch völlig erschlossen sein, so daß man mit dem Herauspräparieren keine Zeit verliert. Ich habe festgestellt, daß sich besonders Gesellschaftsspiele wie Kniffel gut eignen. Jeder kennt ihre Spielregeln. Nun konfrontiert man das Phänomen »Kniffelspiel« mit den Grundbegriffen der Theorie des kommunikativen Handelns (wird strategisch oder kommunikativ gehandelt? gibt es eine Balance zwischen beiden Handlungstypen? kann die Kniffelwelt kolonialisiert werden? usw.) oder mit den Grundbegriffen der Systemtheorie (welches sind die Elemente? wie grenzt sich das System von der Umwelt ab? ist es autopoietisch? gibt es eine Selbstbeschreibung? usw.). Die Anwendung einer Theorie auf übersichtliche Phänomenbereiche ist außerordentlich lehrreich. Die Wendigkeit und Vieldeutigkeit der zeitgenössischen Theorien tritt bei dem Versuch, mit ihrer Hilfe einfache soziale Phänomene zu explizieren, deutlich zutage. Zugleich erfährt der Experimentierende die Freude, einmal ohne viel Aufwand selbst den Verfremdungseffekt hervorzu- bringen, mit dem moderne soziologische Texte so gern spielen. Man gewinnt praktische Vertrautheit mit einer Theorie. Es wird deutlich, wie das Begriffssystem die Fragerichtung kanalisiert und auf Punkte fokussiert, die sonst außerhalb des Interessenhorizontes liegen. Nicht zuletzt erhält man auch ein durchschaubares Modell einer typischen wissenschaftlichen Arbeit. Denn was man am Beispiel eines Karten- oder Würfelspiels im Kleinen macht, kann man eventuell später am Beispiel der Wissenschaft oder des Leistungssports im größeren und aufwendigeren Stil als Doktorarbeit durchführen. Der grundlegende Vorgang ist derselbe, ob er nun abläuft im Rahmen einer Übung, die an einem Nachmittag erledigt sein kann, oder die langwierige Gestalt einer Dissertation annimmt: Beide Male geht es darum, eine Theorie auf ein Objekt anzuwenden.¹³

12 *Luhmann* gibt diese Tatsache als Beleg der Universalität der Systemtheorie aus (*Luhmann* 1984: 9 f.), und selbst Kritiker sind ihm darin gefolgt (*Haferkamp* in *Haferkamp/Schmid* [Hrsg.] 1987: 52) – obwohl doch auf der Hand liegt, daß es sich nur um eine notwendige, nicht aber um eine hinreichende Bedingung von Universalität handelt.

13 Als mittleres Niveau können die Fallexplikationen gelten, die *Jürgen Klüver* parallel mit Hilfe der Theorie des kommunikativen Handelns und der Systemtheorie durchgeführt hat. (*Klüver* 1989).

Die Möglichkeit, eine Theorie nicht nur auf komplizierte, sondern auch auf ganz einfache Objekte anzuwenden, ist von hoher didaktischer Bedeutung. Um so mehr erstaunt es, daß sie in der Hochschuldidaktik anscheinend völlig unbekannt geblieben ist. Gewiß sind Theorien in erster Linie dazu da, Unverständliches verständlich zu machen, indem sie in geistreicher Weise auf dieses angewendet werden. Dennoch ist es didaktisch sinnvoll, beim Einarbeiten in eine Theorie andersherum zu verfahren, indem man nämlich diese gerade auf restlos Verstandenes anwendet. Zwar erkennt man dieses fraglos Vertraute dadurch nicht besser – eher wird es einem fremd dabei – aber die Theorie wird verständlicher, und darum geht es zunächst. Wenig Sinn macht es, eine unverstandene Theorie auf unverständliche Gegenstände anzuwenden – gleichwohl soll solches schon vorgekommen sein. Wer erst einmal ein paar Trockenübungen macht, vermeidet diesen Fehler.

2.8 Variation vorgegebener Theorieanwendungen

Häufiger als rein theoretische Texte sind solche, die sich als Anwendung einer Theorie T auf ein bestimmtes Phänomen vorstellen. Dann ist es eine reizvolle Aufgabe – vorausgesetzt, man kennt sich in der betreffenden Theorie einigermaßen aus – die Zuordnung Theorie – Gegenstand zu variieren. Die modernen soziologischen Gedankengebäude von *Habermas* und *Luhmann* lassen in der Regel für ein und dasselbe Phänomen mehrere Erklärungen zu. Es fördert die Distanzierungsfähigkeit sehr, sich gelegentlich an ausgewählten Beispielen selbst vom Vorkommen dieser Erscheinung zu überzeugen. Dann ist man auch nicht mehr so anfällig für das Vorurteil, daß ein Theoretiker immer den bestmöglichen Gebrauch von seiner eigenen Theorie macht. Warum sollte jemand, der das Talent hat, phantasievolle Begriffssysteme zu entwickeln, gleichzeitig auch das Talent haben, diese optimal auf die Realität anzuwenden?

Ich führe ein einfaches Beispiel an, um das Gemeinte zu verdeutlichen. In seinem Buch »Liebe als Passion« schreibt *Luhmann*: »Somit geht es, auch wenn es den Liebenden am Anfang so erscheinen mag, in der Liebe nicht um totale Kommunikation ... Nicht Totalität, sondern Universalität des Bezuges wird erwartet im Sinne einer laufenden Mitbeachtung des Partners in allen Lebenslagen; man könnte auch sagen: einer laufenden Mitanreicherung des Informationsgehalts aller Kommunikationen durch den für ihn-Aspekt.« *Luhmann* 1982: 25). Mit diesen Sätzen beschreibt *Luhmann* ein vortheorietisches Phänomen aus dem Phänomenbereich »Liebesleben«. Er hat sich vorgenommen, die Liebe mit seiner Medientheorie auszulegen, nun sucht er in dieser nach einer geeigneten Konstruktion, welche irgendwie zu dem umrissenen Faktum »paßt«. Der Code-Begriff scheint ihm geeignet, und er macht folgenden Versuch: »Ein besonderer Code (in der damals bei *Luhmann* gültigen Terminologie bedeutet Code eine Duplikationsregel – der

Verf.) für Liebe bildet sich, wenn alle Informationen dupliziert werden im Hinblick auf das, was sie in der allgemeinen, anonym konstituierten Welt, und das, was sie für Dich, für uns, für unsere Welt bedeuten.«

Luhmann scheint an dieser Stelle übersehen zu haben, daß die Existenz eines Codes in der Liebe bewirken müßte, daß es doch zur »totalen Kommunikation« kommen müßte, die er oben noch ausgeschlossen hatte, denn ein Code überträgt nicht selektiv, sondern total. Mit anderen Worten: Der Code-Begriff ist ungeeignet, das fragliche Phänomen theoretisch zu explizieren. Geeignet ist hingegen der Grenzbegriff: Man könnte etwa sagen, daß zwei Liebende ein selbstreferentielles Kommunikationssystem bilden, welches eine Grenze zur Umwelt ausbildet. An dieser Grenze wird dann die Komplexität der Umwelt reduziert – es kann nicht alles relevant werden, Totalität des Umweltbezuges ist ausgeschlossen; wie gewünscht.

2.9 Zeichnerische Veranschaulichung

In der empirischen Soziologie ist es ein gängiges Verfahren, den Inhalt des Textes durch Balken-, Kreis- und sonstige Diagramme zu veranschaulichen. In der theoretischen Soziologie bemüht sich namentlich *Habermas* um die leserfreundliche Veranschaulichung seiner Gedanken.

Luhmann hingegen scheint für derlei didaktische Hilfen keine Zeit zu haben. Vielleicht ist er der Meinung, daß sich seine »nichtlinearen« Gedanken nicht in eine zweidimensionale Zeichnung pressen lassen. Wie dem auch sei: Der Leser muß bei *Luhmann*-Texten die Veranschaulichung selbst vornehmen. Ich habe festgestellt, daß es hierzu keineswegs einer nichtlinearen Geometrie bedarf. Ein geringer Satz an üblichen und bekannten graphischen Figuren, die ich im folgenden kurz vorstellen möchte, ist völlig ausreichend.

2.9.1 Tabellen und Koordinatensysteme

Die Tabelle ist ein besonders vielseitiges Veranschaulichungsmittel. Meiner Meinung nach ist etwa ein Großteil der *Luhmannschen* Medientheorie als Tabelle darstellbar; dies hat kürzlich auch eine Arbeit von *Künzler* (1987) gezeigt.

Eine zweidimensionale Tabelle veranschaulicht entweder einen einfachen oder einen gekreuzten Vergleich. Je nachdem spreche ich von einfachen Tabellen oder von Kreuztabellen. Beide Typen können stets ineinander überführt werden.

Bei der einfachen Tabelle werden die Objekte, die verglichen werden, an den Spaltenrändern aufgetragen, die Vergleichsgesichtspunkte stehen an den Zeilenrändern (oder umgekehrt). Die Ergebnisse des Vergleichs werden in die Felder eingetragen. *Künzler* veranschaulicht die *Luhmannsche* Medientheorie mit einer solchen einfachen Tabelle, aus der ich einen Ausschnitt reproduziere.

Abb. 1

	Wahrheit	Recht	Glaube
binärer Schematismus	wahr/unwahr	Recht/Unrecht	Glaube/Un Glaube Immanenz/ Transzendenz
symbiotischer Mechanismus	Wahrnehmung	–	kein symbiotischer Mechanismus: Sicherheitsproblem der Glaubensgewißheit
Selbstbefriedigungsverdikt	subjektive Evidenz introspektive Sicherheit unmittelbare Wissensquellen	–	Fanatismus

Ausschnitt aus Tab. 1 u. 2 in Künzler 1987: 327f

Die Kreuztabelle veranschaulicht eine komplizierte Vergleichsoperation: hier wird eine vorgegebene Objektmenge unter zwei Perspektiven geordnet. Die Perspektiven (die Vergleichsgesichtspunkte) werden an den Zeilen- und Spaltenrändern aufgereiht, die Objekte werden in den Feldern geordnet. Die Kreuztabelle ist das bevorzugte Illustrationsinstrument von Jürgen Habermas.

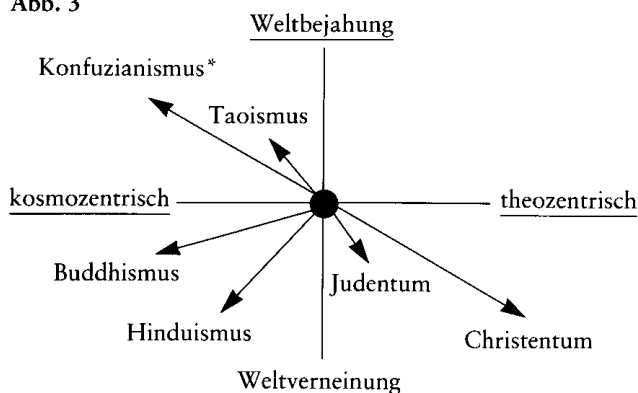
Abb. 2

Be- wertung der Welt im ganzen	Begriff- Strategien	theozentrisch	kosmozentrisch
Weltbejahung	–		Konfuzianismus Taoismus
Weltverneinung	Judentum Christentum		Buddhismus Hinduismus

Entnommen aus Habermas 1981, Bd.1: 284, Fig. 4

Der gleiche Gedanke könnte auch in Form eines zweidimensionalen Koordinatensystems veranschaulicht werden. Das Koordinatensystem ist flexibler als die Kreuztabelle, weil die Verortung des Objektes nicht starr an vier Felder gebunden ist, sondern innerhalb der Quadranten kontinuierlich verschoben werden kann.

Abb. 3



Graphische Kreuzung bedeutet logisch, daß die gekreuzten Fragestellungen voneinander unabhängig sind. Gewiß ist die Zahl der voneinander unabhängigen Fragestellungen nicht auf zwei beschränkt, sie kann beliebig groß

werden. Die veranschaulichende Kraft eines gezeichneten Koordinatensystems versiegt aber leider bei mehr als zwei Perspektiven. Daran liegt es, daß anspruchsvollere theoretische Texte in der Regel nicht vollständig, sondern immer nur partiell veranschaulicht werden können. Schon dreidimensionale Koordinatensysteme wirken verwirrend, und Koordinatensysteme mit mehr als drei Dimensionen sind nicht mehr auf eine Fläche projizierbar.

2.9.2 Graphische Elemente und Figuren

Die Aussagen vieler Texte kann man durch Graphiken veranschaulichen, die sich aus wenigen Elementen zusammensetzen lassen, die ich im Folgenden vorstelle. Die Übersetzung wird dem Leser oft dadurch erleichtert, daß in begrifflichen Texten gern mit graphischen Metaphern gearbeitet wird: man spricht etwa vom »Ausziehen des hermeneutischen Zirkels in eine Spirale« oder von der »Kreuzung zweier Perspektiven« usw. Es lohnt sich, diese Andeutungen gelegentlich zeichnerisch zu explizieren. Das Übersetzen eines Textes in eine Graphik bringt häufig automatisch neue Gedanken mit sich, ähnlich wie das Übersetzen eines begrifflichen Aussagenszusammenhangs in ein Bild. In dieser Funktion dürften Graphiken auch oft auf den Autor selbst wirken. Sie bringen das Denken auf neue Bahnen, die Übertragung in ein neues Medium erlöst aus eingefahrenen Wegen, ermöglicht neue Beweglichkeit. Veranschaulichung ist also keineswegs bloß ein didaktisches oder hermeneutisches Instrument, sondern auch eine Denktechnik. Sie entspricht in vielem der Mathematisierung in der Physik. Die auflockernden Effekte, die ein Wechsel des Denkmediums mit sich bringt, kann sich in einfacher Weise auch der Soziologiestudent zunutze machen, indem er zu einem Aussagenkomplex ein passendes Bild (s. o.) überlegt oder, was leichter ist, ihn in eine Graphik überträgt. So legt etwa das Ziehen einer Verbindungslinie zwischen zwei Begriffen die Frage nahe, ob zwischen ihnen ein kontinuierlicher Übergang existiert; und die Übersetzung der Medientheorie in eine Tabelle führt auf den Gedanken, ob es nicht noch das eine oder andere von Luhmann übersehene Medium gibt. Andererseits kann die Übertragung eines Gedankenganges in graphische Figuren aber auch das Denken blockieren, und sinnvolle Fragen abschneiden. Der kritische Leser sollte darauf achten, ob der Autor nicht diesem Suggestionseffekt seiner Veranschaulichungs- und Denkmittel zum Opfer gefallen ist. Besonders wahrscheinlich ist dies, wenn der Autor »in sich ruhende«, symmetrische Veranschaulichungen verwendet (vgl. e).

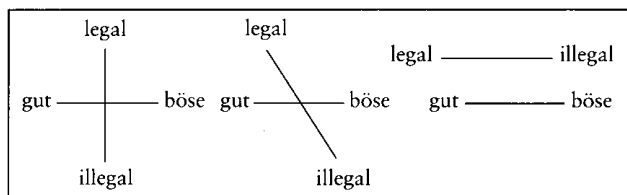
a) Linien

Die Begriffskoordination eines Textes kann man sich verdeutlichen, indem man die Kernbegriffe auf ein Blatt Papier schreibt und ihre Verbindung durch Linien symbolisiert. Dabei entstehen Begriffsgestalten. Der einfachste

* Die verschobene Verortung der Religionssysteme ist willkürlich, auf ihre sachliche Richtigkeit kommt es hier nicht an.

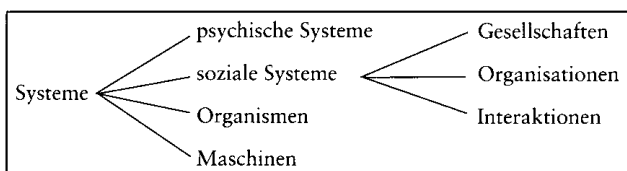
Fall sind zwei Begriffe, die sich gegenüberstehen. Diese Gestalt verdeutlicht eine Unterscheidung, etwa wie zwischen gut und böse. Zwischen den Gegenpolen kann man nun einen Strich ziehen: Diese Verbindungslinie suggeriert, daß es einen fließenden Übergang zwischen beiden Polen gibt. Der Mittelpunkt der Linie ist dann das »tertium datur«, jener Punkt, der bedeutet: sowohl gut als auch böse oder weder gut noch böse. Die meisten begrifflichen Texte operieren mit mehr als einer Opposition. Als Beispiel untersuchen wir die Unterscheidungen gut/böse und legal/illegal. Wie sind diese beiden auf dem Papier zueinander anzuordnen? Soll man die Linien parallel, schief oder orthogonal legen? Parallellage wäre eine Veranschaulichung der These: Alles, was gut ist, ist auch legal, alles, was böse ist, ist illegal. Orthogonale Anordnung hingegen stünde für die These: Gut/böse und legal/illegal sind zwei prinzipiell voneinander unabhängige Unterscheidungsgesichtspunkte. Etwas Gutes kann illegal oder legal sein; Gutsein bemißt sich nach prinzipiell anderen Gesichtspunkten als Legalität. Die Schiefelage würde suggerieren, daß beide in unklarer (eben schiefer) Weise koordiniert sind. Sie vermittelt ein unbefriedigendes Gefühl, läßt das Bedürfnis aufkommen, die Konstruktion wieder geradezurücken.

Abb. 4



Lineare Anordnungen können zu Bäumen kompliziert werden. Bäume veranschaulichen Klassifikationen. Verschiedene Unterscheidungen werden parallel angeordnet und in eine hierarchische (oben/unten oder links/rechts) Ordnung gebracht. Wenn man nun die parallelen Ebenen durch Striche verbindet, entsteht der bekannte Baum. Es ist übrigens praktischer und platzsparender, diesen Baum nicht wie üblich aus der Höhe nach unten wachsen zu lassen, sondern von links nach rechts.

Abb. 5



Nach der Abb. in Luhmann 1984:16

b) Flächen

Flächen können durch ihre Form und durch ihre relative Ausdehnung Aussagen symbolisieren. Verschiedene Flächen können zu Gestalten integriert werden, etwa zu der berühmten Ständepyramide, die sowohl die Hierarchie der Stände als auch die relativen Anzahlen ihrer Mitglieder veranschaulicht.

c) Pfeile

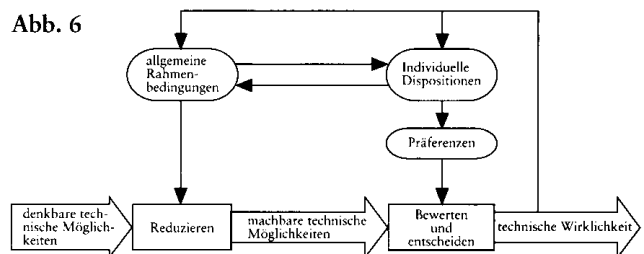
Begriffe wie Basis und Überbau kann man durch Einrahmen zu Flächen machen, anschließend läßt sich ihre Koordination durch Pfeile symbolisieren. Die Dicke der Pfeile kann variiert werden. Auf diese Weise werden unterschiedlich starke Kräfte veranschaulicht.

d) Lagen und Abstände

Auch Lagen und Abstände der Elemente einer guten Graphik sind nicht willkürlich, sondern ergänzen die Aussage. Eine Graphik liest man wie einen Text von links nach rechts. Entsprechend sollte auch die logische Reihenfolge der dargestellten Gegenstände sein. Auch die Frage, was oben und was unten liegt, verdient Interesse; grundsätzlich ist oben eher der Bereich der geistigen Entitäten, unten liegt das Materielle.

Die folgende Abbildung integriert die drei letztgenannten graphischen Elemente in durchdachter Weise.

Abb. 6



Auswahl aus technischen Möglichkeiten unter dem Einfluß einschränkender Bedingungen

Aus Bungard u. Lenk, 1988:136

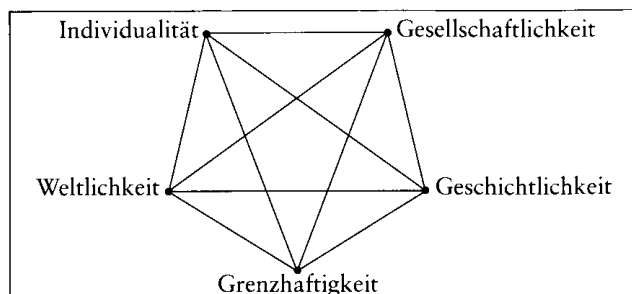
e) Symmetrische Figuren: Vielecke

Besonders beliebt sind Vielecke in der anthropologisch-anthroposophischen Literatur. Das liegt an ihrer besonderen Eignung, einem un abgeschlossenen Gedanken kraft ihrer Symmetrie Geschlossenheit zu verleihen. Vor dem Problem eines argumentativ un abgeschlossenen Gedankenganges findet sich etwa Rupert Lay, nachdem er fünf »transzendente Existenziale«, d.h. »Bedingungen von Menschsein überhaupt« (Lay 1981: 26) aufgezählt hat: Individualität, Gesellschaftlichkeit, Geschichtlichkeit, Weltlichkeit und Grenzhafteigkeit. Warum gibt es nicht noch mehr Existenziale (z.B. Freiheit als Gegenteil von Grenzhafteigkeit)? Wie wird garantiert, daß die Liste vollständig ist? Statt auf die Fragen eine begriffliche Antwort zu geben, ordnet Lay seine fünf Existenziale in einem Pentagramm an, und ersetzt so das fehlende Argument durch eine bildliche Suggestion von Symmetrie und Ganzheit.

Mit dieser Operation hat er zugleich den weiteren Gang seiner Überlegungen festgelegt: Die geometrische Figur wirkt von nun an als kognitiver Organisator seiner Theorie. Der Mensch wird nämlich nun in das Spannungsfeld der fünf Pole gestellt und mit der Aufgabe belegt, die »Balance« zu halten. Er darf in seinem Leben die Symme-

trie des Pentagramms nicht verzerren, indem er etwa die Individualität vor der Sozialität überbetont. Psychotherapie stellt sich Lay vor als Resymmetrisierung des Pentagramms einer Person (Lay 1981: 25). Das Fünfeck ist das Mantra seiner Anthropologie.

Abb. 7



Aus Lay, 1981:25

An diesem Beispiel wird deutlich, daß Vielecke in Theorien bevorzugt dann eingesetzt werden, oder einsetzbar sind, wo es gilt, die Abgeschlossenheit einer Einteilung zu suggerieren.¹⁴ Sind sie einmal explizit oder implizit eingesetzt, so lenken sie das Interesse nahezu unweigerlich in Richtung Symmetrie und Gleichgewicht. Der Leser sollte also wachsam sein, wenn ihm in einem Sachtext ein Vieleck begegnet. Nahezu immer lohnt es sich, der Frage nachzugehen, warum diese Gestalt n und nicht $n + 1$ Ecken hat.

14 Zum Beispiel auch in dem »Enneagramm« von Richard Rohr und Andreas Ebert. Sie verteilen ihre 9 Menschentypen auf die Ecken eines Neunecks; anschließend werden die Beziehungen dieser Typen untereinander diskutiert.

Literatur:

- Bachelard, Gaston, 1948: La terre et les rêveries de la volonté, Paris.
 Bachelard, Gaston, 1987: Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes, Frankfurt am Main (zuerst Paris 1938).
 Blumenberg, Hans, 1960: Paradigmen zu einer Metaphorologie, in: Archiv für Begriffsgeschichte, Bd. 6, S. 8–142, Bonn.
 Blumenberg, Hans, 1989: Die Lesbarkeit der Welt, Frankfurt am Main.

Böhme, Gernot; van den Daele, Wolfgang; Hohlfeld, Rainer; Krohn, Wolfgang; Schäfer, Wolf; Spengler, Tilman, 1978: Starnberger Studien I: Die gesellschaftliche Orientierung des wissenschaftlichen Fortschritts, Frankfurt am Main.

Bungard, Walter und Lenk, Hans (Hrsg.), 1988: Technikbewertung, Frankfurt am Main.

Essler, Wilhelm Karl, 1982: Wissenschaftstheorie Bd. 1: Definition und Rekursion, Freiburg/München.

Habermas, Jürgen, 1981: Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bde, erstmals Frankfurt am Main. (Von mir zitiert nach der Taschenbuchausgabe 1988).

Hack, Lothar: Vor Vollendung der Tatsachen, Frankfurt am Main.
 Hempel, Carl Gustav, 1974: Grundzüge der Begriffsbildung in der empirischen Wissenschaft, Düsseldorf.

Klee, Paul, 1990: Das bildnerische Denken, Hrsg. Jürg Spiller, Basel (zuerst 1956).

Klüver, Jürgen, 1989: Verallgemeinerbarkeit von Fallstudien, Fernuniversität – Gesamthochschule – in Hagen. Fachbereich Sozial- und Geisteswissenschaften.

Künzler, Jan, 1989: Grundlagenprobleme der Theorie symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien bei Niklas Luhmann. ZfS, Jg. 16, Heft 5, S. 317–333.

Lay, Rupert, 1971: Grundzüge einer komplexen Wissenschaftstheorie, Bd. 1, Frankfurt am Main.

Lay, Rupert, 1981: Krisen und Konflikte, München.

Lay, Rupert, 1991: Dialektik für Manager, Frankfurt am Main/Berlin.

Luhmann, Niklas, 1975: Soziologische Aufklärung Bd. 2, Opladen.

Luhmann, Niklas, 1982a: Liebe als Passion, Frankfurt am Main.

Luhmann, Niklas, 1982b: Autopoiesis, Handlung und kommunikative Verständigung, ZfS Jg. 11, Heft 4, S. 366–379.

Luhmann, Niklas, 1984: Soziale Systeme, Frankfurt am Main.

Luhmann, Niklas, 1987: Archimedes und wir. Interviews, Hrsg. von Dirk Baecker und Georg Stanitzek, Berlin.

Luhmann, Niklas, 1990: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main.

Macheiner, Judith, 1991: Das grammatische Varieté oder Die Kunst und das Vergnügen, deutsche Sätze zu bilden. Frankfurt am Main.

Rohr, Richard; Ebert, Andreas, 1991: Das Enneagramm: Die neun Gesichter der Seele, Claudius Verlag.

Schmitz, Hermann, 1990: Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie, Bonn.

Schmitz, Hermann, 1967: System der Philosophie, Bd. III: Der Raum, Teil 1: Der leibliche Raum, Bonn.

Soentgen, Jens, 1992: Der Bau, ZfS, Jg. 2, Heft 6, S. 456–466.

Thalmayr, Andreas (Pseudonym für Hans Magnus Enzensberger), 1990: Das Wasserzeichen der Poesie. Oder: Die Kunst und das Vergnügen, Gedichte zu lesen, Frankfurt am Main.

Willke, Helmut, 1989: Systemtheorie entwickelter Gesellschaften, Weinheim und München: Juventa.

Jens Soentgen, Doktorand, Darmstadt

Veranstaltungshinweise

von Tagungen, Konferenzen, Seminaren etc. nimmt die Redaktion gerne entgegen.
 Das Hochschulwesen erscheint jeweils wie folgt:

- 1/94 Ende Februar
- 2/94 Ende April
- 3/94 Ende Juni

- 4/94 Ende August
- 5/94 Ende Oktober
- 6/94 Ende Dezember

Anschrift siehe Impressum.